

Eisiger Abschied

Wenn sich eine Sängerin wie Anna Netrebko oder ein Dirigent wie Daniel Barenboim einmal von der Opern- oder Konzertbühne verabschieden sollten, würden sie das bestimmt nicht in einer kleinen Kirche nahe der (einzigen) Metropole der Insel Reykjavik auf Island tun. Der in Schweden lebende italienische Autor Nicola Lecca wählte gerade diesen Ort, um den Romanhelden seines neuen Buchs „Hotel Borg“ einen unspektakulären Abschied feiern zu lassen. Es dreht sich um den fiktiven Stardirigenten Alexander Norberg, dem auf der Höhe seines Ruhms die Chefdirigentenposition der Berliner Philharmoniker angetragen wird. Ohne dass der Leser die wahren Beweggründe unmittelbar erfährt, lehnt dieser

ab und beschließt, vor einem aus dem Reykjaviker Telefonbuch zufällig ausgelosten Publikum von nur 52 Zuhörern ein letztes Konzert mit Pergolesis „Stabat mater“ zu geben. Einer seiner größten Verehrer ist der als Empfangschef in einem Londoner Hotel arbeitende Oscar, der ihm nachreist, im isländischen Hotel Borg mit ihm zusammentrifft und darum kämpft, eines der begehrten Tickets zu erhalten. Beide Personen, so unterschiedlich sie auch im Arbeits- und Gesellschaftsleben verankert sind, hadern mit der vermeintlichen Unvollkommenheit des bis dahin Erreichten. Beide sind zu einem Neuaufbruch bereit.



Die sprachliche Eleganz von „Hotel Borg“ macht das Buch lezenswert. Schade nur, dass Lecca mit gar zu vielen Klischees herumhantiert, von denen die Vermarktung klassischer Musik und ein solcher Hype auf einen bestimmten Dirigenten sicher die unglaublichsten sind. Weder die Medien noch das immer schütterter werdende Klassikpublikum würden das Verhalten Alexander Norbergs in der Weise billigen und verfolgen, wie dies suggeriert wird.

Helmut Peters

Nicola Lecca: Hotel Borg. C. Bertelsmann, Frankfurt 2008, 256 S., 17,95 Euro

Der stille Revolutionär

Auch wenn inzwischen zahlreiche seiner Kompositionen auf CD vorliegen, hat es die Musikgeschichte nicht besonders gut mit Louis Spohr gemeint – hatte er sich doch mit einer eher an Mozart orientierten Tonsprache am Ende musikalisch selbst überlebt. Heute erleben seine gewichtige Kammermusik wie auch die Sinfonien endlich eine kleine Renaissance. Doch Spohr als Opernkomponist? Da wäre die (gestrichene) Einspielung seines „Faust“ (CPO) oder die der „Jessonda“ mit Julia Varady (Orfeo). Doch einen festen Platz in der Operngeschichte oder auf der Bühne mag man ihm dann doch nicht ohne Weiteres zubilligen. Dabei wird gerne vergessen, dass Spohr 1813 immerhin

zum Orchesterdirektor am Theater an der Wien avancierte; und den zu dieser Zeit entstandenen „Faust“ brachte Carl Maria von Weber 1816 in Prag heraus. Als Hofkapellmeister in Kassel (ab 1822) verhalf er mit einer mustergültigen Aufführung (1843) Wagner und seinem „Fliegenden Holländer“ zum Durchbruch.

Auf seinem Kasseler Posten war Spohr gleichwohl verschiedenen Kräften ausgesetzt: Der Bürgerschaft diene er mit seiner politischen Überzeugung als Identifikationsfigur im Kampf um eine Verfassung, doch blieb Spohr qua Amt auch Repräsentant des Hofes. Vor diesem lokal-



geschichtlichen Hintergrund unternimmt Wolfram Boder den längst überfälligen Versuch, Spohrs Opern neu zu deuten, ihr eigenes dramaturgisches und musikalisches Wesen herauszuarbeiten. Angesichts der Quellenlage eine wahrhafte Pionierarbeit. Der zweite Band bietet zahlreiche Szenen und Nummern in Klavierauszug oder Partitur.

Michael Kube

Wolfram Boder: Die Kasseler Opern Louis Spohrs. Musikdramaturgie im sozialen Kontext. Bärenreiter, Kassel 2007, 2 Bände, 367 u. 338 S., 69,00 Euro

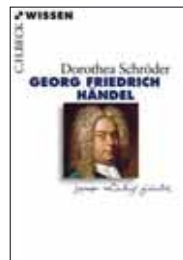
Intensivkurse

Gleich vier Bände der Beck'schen Reihe sind jetzt erschienen, die das Spektrum dieser Edition exemplarisch abdecken. Dorothea Schröder hat sich mit Georg Friedrich Händel auseinandergesetzt und liefert damit eine Art Pendant zu Claus Bockmaiers bereits erschienenem Band „Händels Oratorien“. Die Autorin befasst sich mit der Vita Händels, um am Ende in zwei eigenen Kapiteln Persönlichkeit und Rezeption des Komponisten zu würdigen.

Gottfried Scholz hat sich mit „Haydns Oratorien“ beschäftigt und schließt dabei „Il ritorno di Tobia“ und die „Sieben letzten Worte“ ebenso mit ein wie zwei Kapitel zur Kompositionstechnik und zu Charak-

teristika der Tonarten. Andreas Eichhorn stellt Leben und Werk Felix Mendelssohns vor – ähnlich wie Schröder lebenslauforientiert und am Ende mit einer Zusammenfassung zu seiner Rezeption. Kurze Werkabhandlungen gibt es an der jeweiligen biographisch passenden Stelle.

Schließlich hat Hanspeter Krellmann eine klaffende Wunde im Buchmarkt geschlossen, denn er hat mit seinem Band nun einen Weg zu Griegs gern unterschätzten „Lyrischen Stücken“ erschlossen: ausgehend von den „Bedingungen der Zeit“ über eine Gattungsdiskussion zum



„Phantasie“- oder „Genrestück“ bis zur Auseinandersetzung mit dem „Lyrischen“.

Christoph Vratz

Dorothea Schröder: Georg Friedrich Händel. 128 S.,

7,90 Euro

Gottfried Scholz: Haydns Oratorien. 128 S., 7,90 Euro

Andreas Eichhorn: Felix Mendelssohn Bartholdy. 127 S., 7,90 Euro

Hanspeter Krellmann: Edvard Griegs Lyrische Stücke. 128 S., 7,90 Euro
Alle Bände erschienen bei „C. H. Beck: Wissen“, München

Vergessen

Zwar fordert Wolfgang Antesberger die Leser im Titel seines Buchs plakativ auf, Mozart zu vergessen – aber was man für eine Abrechnung mit dem Mozart-Kult halten könnte, ist nur die Bündelung von zehn Biographien komponierender Zeitgenossen des Salzburgers. Das Ganze liegt nach der Erstveröffentlichung 2005 jetzt als Taschenbuch vor.

Hier kommen Musiker zur Sprache, die zu Lebzeiten mindestens so erfolgreich waren wie Mozart, nach ihrem Tod aber rapide in Vergessenheit gerieten. Inzwischen sind einige dieser Namen durch den Einsatz der Spezialisten aus der Alten Musik zum Glück nicht mehr ganz unbekannt. Trotzdem: Ein bisschen Licht in das Geschehen zu bringen, das sich im

Schatten Mozarts abspielte, ist lobenswert. Denn dass das Publikum damals von der Musik eines Jomelli oder Gyrowetz begeistert war, muss ja seine Gründe gehabt haben. Ein Thema also, aus dem man einiges machen kann.

Aber das gelingt Antesberger nicht. Er beschränkt sich auf die stets demselben Schema folgende sture Nacherzählung der Lebenswege seiner Auserwählten, wirft unterwegs wohl auch Seitenblicke auf das Musikleben der Zeit, vergisst dabei aber das Wichtigste: die Musik. Und die ist doch der eigentliche Grund, weshalb man sich an diese Komponisten erinnern sollte. Aber nicht ein



einziges Werk wird von Antesberger näher vorgestellt, keine Note wird gezeigt, keine Form, kein Stil erläutert. Das Einzige, was man erfährt, sind Titel und Entstehungsdaten.

Dass sich viele inhaltliche Fehler eingeschlichen haben, dass der Autor überhaupt Souveränität im Umgang mit seinem Gegenstand vermissen lässt, macht das Buch nicht besser. Einige der im Anhang empfohlenen und als „erhältlich“ bezeichneten CDs sind übrigens nicht mehr lieferbar.

Andreas Friesenhagen

Wolfgang Antesberger: Vergessen Sie Mozart! Erfolgskomponisten der Mozart-Zeit. Piper, München 2008, 384 S., 9,50 Euro

Teuflich

Ein Roman über die zügellose Leidenschaft zur Musik. Bei „Diabolus in musica“, so der Titel des französischen Originals, gewinnt die Musik fürwahr teuflische Züge: Eine Ballade, die ausgerechnet „Ad vitam aeternam“ heißt, komponiert vom Protagonisten Moe Insanguine und musikalisches Resümee seines bisherigen Lebens, bringt seinen Freunden den Tod. Autor Yann Apperry nimmt das Bild vom „Diabolus in musica“, das einst den verpönten Tritonus charakterisierte, wörtlich. „Blue Notes“ dagegen, der Titel der Übersetzung, lässt das „Teuflische“ verblassen und suggeriert einen Jazzroman. Da der Tritonus im modernen Jazz wiederum als „blue note“ fungiert, erscheint der Titel der deutschen Ausgabe immer-

hin plausibel. Im Roman ist der Jazz die Projektionsfläche, vor der sich die Entwicklung von Moe Insanguines musikalischer Persönlichkeit vollzieht, ansonsten erschöpfen sich die verstreuten Referenzen an den Jazz weit- hin im Name-Dropping.

Mit Stilmitteln des Entwicklungs- und Initiationsromans breitet Apperry die in Italien angesiedelte Geschichte des Ich-Erzählers Moe aus, bei dessen Geburt zwei Menschen sterben – ein Zusammentreffen von Anfang und Ende, das den Roman noch in vielerlei Hinsicht prägt. Stets auf der Hut vor seinem alkoholisierten, gewalttätigen Vater, lernt Moe einen Organisten kennen, der seine musikali-



sche Begabung entdeckt und ihn bis zum Besuch des Konservatoriums fördert. Dort findet Moe im Jazz eine Gegenwelt zum ritualisierten Studienbetrieb. Nach dem Grauen, das seine Ballade später auslöst, nimmt er sich vor, „für das Leben“ zu schreiben.

Apperrys virtuose, bild- und wortmächtige Sprache wirkt mitunter angestaubt, entbehrt aber nicht der Ironie; die Handlung ist voller skurriler Komik, hat aber auch ihre Längen.

Berthold Klostermann

Yann Apperry: Blue Notes. Aufbau, Berlin 2007, 300 S., 19,95 Euro

Abgetastet

Es ist die Frage, ob ein Sujet wie dieses einen ganzen Jugendroman rechtfertigt. Die norwegische Autorin Lise Knudsen versetzt sich in die Nöte einer 19-jährigen Pianistin. Ihre Protagonistin Dea ist dem Klavier geradezu verfallen, weiß aber nicht, ob sie die Leidenschaft zur Profession macht oder besser eine sichere Karriere als Medizinerin startet.

Knudsens Buchpersonal entstammt einer gehobenen Gesellschaftsschicht. Fast schon klischeehaft zeichnet sie die Figur der strebsamen Mutter mit ihrer Elitekind-Macke und die darauf zugeschnittene, zum Arbeitstier gedrillte Tochter. Man

ist sich an keiner Stelle sicher, wem Dea mehr gehorcht: ihrer inneren Stimme und Musikalität oder den gesellschaftlichen Zwängen, denen sie sich als angehende Solistin und/oder Medizinerin preisgibt. Knudsen indes misst mit einem Maß, das Jugendliche von heute nur noch bedingt anlegen können. Weder das Klavier- noch das Medizinstudium verspricht jungen Leuten heute das, worauf sie wie andere Generationen vor ihnen angewiesen sind: eine Sicherung ihres künftigen Lebensplans. Knudsens Sprache hat gewiss poetische Momente, erschöpft



sich aber in gar zu breiten Darstellungen wechselnder Seelenverfassungen. Lange Beschreibungspassagen und langweilige Dialoge lähmen den Fortlauf. Und der wenig sensiblen Übersetzerin Maïke Dörries gelingt es

gleich zu Beginn des zweiten Abschnitts, dreimal in einem Satz das Verb „sitzen“ zu gebrauchen. Gesamturteil: ein mittelmäßiges Buch.

Helmut Peters

Lise Knudsen: Die schwarzen Flügel. Baumhaus, Frankfurt 2008, 128 S., 12,90 Euro

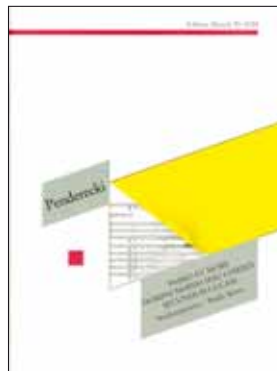
Geburtstagsedition

Herzlichen Glückwunsch, Krzysztof Penderecki! Am 23. November konnte der polnische Komponist mit großem Pomp seinen 75. Geburtstag feiern und darf nun offiziell auf ein Dreivierteljahrhundert voller künstlerischer Höhepunkte zurückschauen – von unvermeidlichen Misserfolgen und Anfeindungen einmal abgesehen. Wie nur wenige seiner Generationskollegen hat Penderecki heute das Zeug zum Klassiker, vor allem um sein Frühwerk ranken sich Mythen und Legenden. Bahnbrechende Kompositionen wie „Anaklasis“, bei den Donaueschinger Musiktagen 1960 uraufgeführt, oder der den Opfern von Hiroshima gewidmete „Threnos“ für 52 Streicher haben seinen Namen über Nacht berühmt gemacht – und den Ohren der Zuhörer völlig neue Möglichkeiten des Klangs aufgezeigt.

Besondere Aufmerksamkeit hatte Penderecki, der sich zunächst in Krakau als Geiger ausbilden ließ und später bei Artur Malawski und Stanislaw Wiechowicz Komposition studierte, durch seine Teilnahme bei einem nationalen Kompositionswettbewerb im Jahr 1959. Drei Manuskripte hatte er anonym eingesandt – und belegte damit die ersten drei Plätze: „Aus den Psalmen Davids“ für Chor und Ensemble, „Emanationen“ für zwei Streichorchester und „Strophen“ für Sopran, Sprechstimme und zehn Instrumente. Schon früh hatte er die für diese Schaf-

fensphase typischen avantgardistischen Klangmittel gefunden. In allmählicher Abwendung vom damals herrschenden Serialismus setzte seine Musik auf die Verwendung von Klangfarben und eine bis ins Extreme verdichtete Harmonik, die sich vor allem im Gebrauch von Clustern manifestierte. Die damals schon vorherrschende Vorliebe für die Vertonung geistlicher Inhalte wirkt auch heute noch auf das Werk des tieferreligiösen Komponisten. Doch auch auf der Opernbühne hat Krzysztof Penderecki reüssiert: Seine 1969 in Hamburg uraufgeführte Oper „Die Teufel von Loudun“ gilt noch heute als eine der bemerkenswertesten Vertreterinnen ihrer Art in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts. Auch mit seiner Oper „Ubu Rex“ (1990-1991) konnte er einen viel beachteten Erfolg feiern.

Umstrittener als sein oft brachiales Frühschaffen sind die Kompositionen der neueren Zeit, in denen Penderecki zu Formen und Harmonik des 19. Jahrhunderts zurückgefunden hat; eine Entwicklung, die viele dem Avantgardisten von einst nicht verziehen haben, die aber seine Akzeptanz bei konservativen Kreisen des Publikums und der Kritik noch gesteigert hat. Große Solisten wie etwa Anne-Sophie



Mutter spielen seine Werke, ein dominierender Zweig seines Schaffens ist seit den 1970er Jahren die Sinfonie. Bis heute hat Krzysztof Penderecki acht Sinfonien geschrieben, von denen die sechste allerdings bis auf den heutigen Tag noch nicht vollendet ist. Man kann auf ihre Urauffüh-

rung gespannt sein.

Das außergewöhnliche Komponistenleben Pendereckis würdigt dessen Hausverlag Schott nun passend zum 75. mit einer Reihe neuer Studienpartituren zu erschwinglichen Preisen, in denen Werke verschiedener Gattungen (Orchester-, Streicher- und Solokonzertwerke, aber auch Vokalmusik) vertreten sind. Der Schwerpunkt liegt auf der avantgardistischen Phase zwischen 1960 und 1970, darunter die Penderecki-Klassiker „Anaklasis“, „Fluorescences“ und die „Lukaspassion“, aber auch neuere Stücke wie die dritte und fünfte Sinfonie und das 1998 vollendete „Credo“ für Soli, Chöre und Orchester. Handlich und hochwertig gedruckt entpuppen sich die Neuerscheinungen der älteren Stücke als Reprints der grafisch schönen, gut und übersichtlich lesbaren Ausgaben aus der Edition Moeck.

Stephan Schwarz

Mozart hautnah

Wahrlich ein spannendes Projekt, sowohl für Wissenschaftler als auch für Opernliebhaber, die Musik nicht nur mit den Ohren, sondern auch mit den Augen verfolgen wollen: Mozarts sieben große Opern als großformatige Faksimile-Ausgaben. So nahe wie in der originalen Handschrift – mit den neuesten Methoden der Digitalfotographie und Reproduktionstechnologie aufbereitet – in der siebenbändigen Ausgabe des Packard Humanities Institute und der Internationalen Stiftung Mozarteum kommt man selten an Mozarts Werk heran wie. Bereits 2006 zu Mozarts 250. Geburtstag ist sie erschienen, ihre ersten vier Bände liegen nun im Vertrieb des Bärenreiter-Verlags auch im deutschen Musikalienhandel vor. „Idomeneo“, „Entführung“, „Figaro“ und „Così fan tutte“ machen den Anfang,

„Don Giovanni“, „Titus“ und „Zauberflöte“ sollen bald darauf folgen.

Unterteilt in je zwei Bände (plus einem Einführungsband, der neben dem Faksimile-Abdruck des Textbuch-Erstdrucks auch eine musikwissenschaftliche Einführung in Deutsch und Englisch sowie ergänzendes Notenmaterial enthält), vereinigt das Projekt die Partiturseiten vollständig – im Gegensatz zu Mozarts Originalmanuskripten, die heute zumindest teilweise in verschiedenen Handschriftensammlungen verstreut sind. Das erleichtert die wissenschaftliche Recherche (zumindest in vielen „alltäglichen“ Fällen), und dem Liebhaber erlaubt die Ausgabe in der Schönheit der Mozart'schen Notenschrift zu schwelgen. Dank ihrer sorgfältigen Aufbereitung ist diese



erstaunlich gut zu lesen, im Vergleich zum Aufwand, der hier betrieben wurde, ist der Preis von 248 Euro pro Band nicht besonders teuer.

Stephan Schwarz

Mozart: Idomeneo, Die Entführung aus dem Serail, Le nozze di Figaro, Così fan tutte. The Packard Humanities Institute, Los Altos, California 2006-2007, alle Bände je 248 Euro

Kunterbunt

Mit der Bearbeitung von Händels „Acis and Galatea“ begann Felix Mendelssohn Bartholdy 1828 die Händel-Renaissance in Deutschland voranzubringen. Der Impuls kam von außen: Die Berliner Singakademie wollte das Werk aufführen, und weder das Original noch Mozarts Bearbeitung von 1788 erschien zeitgemäß. Also strich Mendelssohn Galateas zweite Arie und einige Dacapos, um den dramatischen Fluss voranzutreiben und füllte den Instrumentalsatz, der bei Händel sehr sparsam gehalten ist, mit Bratschen, Flöten, Klarinetten, Fagotten, Hörnern, Trompeten, Pauken und einem Corno Inglese di Basso



auf. Diese Version ist bei den Göttinger Händelfestspielen 2008 aufgeführt worden (siehe die Rezension der entsprechenden Aufnahme, S. 98) und liegt nun in einer von Annegret Rosenmüller besorgten kritischen Edition vor, die allen Ansprüchen einer modernen wissenschaftlichen Notenausgabe genügt, allerdings für eine Paperback-Ausgabe ziemlich teuer ist.

Rezeptionsgeschichtlich ist diese Bearbeitung gewiss von Interesse, doch was ihre Ästhetik betrifft, dürfen Zweifel angemeldet werden. Schon in der Ouvertüre instrumentiert Mendelssohn wild drauflos, reicht analoge Phrasen gern von einer

Bläsergruppe zur nächsten, ohne Rücksicht auf die jeweilige Funktion. Was bei Mozart eine Anreicherung des Materials war, die dem Geist des Originals durchaus noch Rechnung trug, wird hier zu einer kunterbunten Schaufenstermalerei. Man merkt, dass für Mendelssohn der musikhistorische Faden bereits gerissen war und nun irgendwie neu geknüpft werden musste, während Mozart noch mit der barocken Tradition vertraut war.

Matthias Hengelbrock

Händel/Mendelssohn: Acis und Galatea, hrsg. v. Annegret Rosenmüller, Carus 55.049, 205 S., 89,90 Euro

Edle Apokalypse

Immer wieder bedarf es runder Gedenkjahre, um längst überfällige Neuauflagen von in Vergessenheit geratenen Meisterwerken und Marksteinen des Repertoires auf den Markt zu bringen. Unter solchen Umständen könnte man beinahe glauben, dass vielen Verlegern das Vertrauen in die Musik selbst abhanden gekommen ist. Fällt einem dann eine editorische Großtat mehr oder weniger überraschend in die Hände, so erübrigt sich schon fast der Blick auf die Lebensdaten des Komponisten. In diesem Sinne kündigt auch die bei Carus erschienene Neuauflage des Oratoriums „Die letzten Dinge“ von Louis Spohr (1784-1859) den nahenden 150. Todestag des Komponisten an.

Heute wohl eher als Schöpfer zahlreicher Violinkonzerte, Sinfonien und Wer-

ke für kammermusikalische Besetzungen bekannt, hatte sich Spohr als Kapellmeister am Hof zu Kassel einst auch einen Namen als Komponist von Opern und Oratorien gemacht – hier besonders mit „Die letzten Dinge“ (1825/26), „Des Heilands letzte Stunden“ (1835) und „Der Fall Babylons“ (1842). Einzigartig steht dabei die auskomponierte Apokalypse in der Musik jener Zeit, denn Friedrich Rochlitz stellte für das Libretto der „Letzten Dinge“ ausschließlich Textstellen der Heiligen Schrift zusammen. Bemerkenswert ist dabei, dass Rochlitz auch ganz konkrete Vorschläge zur kompositorischen Umsetzung unterbreitete. So entstand die kongeniale Partitur eines Werkes, das trotz seines



geistlichen Textes keineswegs an die Kirche als Aufführungsort gebunden ist, dem Chor eine überaus dankbare Rolle zuweist und Spohr von seiner allerbesten Seite zeigt: in einem melodisch ausgerichteten, mit köstlicher Chromatik angereicherten und auch kontrapunktisch versiert strukturierten Satz. Die Neuauflage in bewährter Carus-Qualität wird im Notenregal den 1987 in New York erschienenen wohlfeilen Reprint der Erstausgabe ersetzen.

Michael Kube

Spohr: Die letzten Dinge, hrsg. von Irene Schallhorn und Dieter Zeh, Carus 23.003, 75,00 Euro

Weniger Jugendstil

Die Universal Edition präsentiert in einer neuen Ausgabe 20 Studienpartituren auf einen Streich. In der sorgfältig edierten Reihe erscheinen in ansprechendem Layout Meisterwerke des 20. und 21. Jahrhunderts, von Mahlers „Des Knaben Wunderhorn“ über Alban Bergs Violinkonzert bis zu Werken von Stockhausen



und Berio. Zwar vermisst man ein wenig den klassischen UE-Einband mit den sich rankenden Jugendstilornamenten, doch auch in der dezenten weiß-schwarzen Aufmachung machen die Partituren einiges her. Das neue Papier ist griffig, die Aufbereitung gewohnt übersichtlich und auf dem neuesten Stand der Forschung.

Kompakte und kompetente Einführungstexte in zwei oder mehreren Sprachen (Deutsch, Englisch und Französisch) erleichtern den Zugang zu den Partituren, in der Zusammenstellung gibt die Reihe einen guten Einblick auf wesentliche Strömungen in der Musik der letzten 100 Jahre. Die 20 Partituren sind einzeln erhältlich, aber auch als Sammlung zum Sonderpreis von 429 Euro.

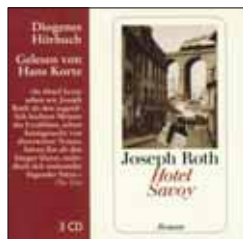
Brüchige Welten

In der Reihe „Diogenes Hörbuch“ wird derzeit ein Autor in den Fokus gerückt, dessen Werk sich im öffentlichen Bewusstsein meist auf einen Roman reduziert: „Radetzkymarsch“. Doch Joseph Roth hat mehr zu bieten. Berühmte Stimmen haben sich des Dichters angenommen, der, heimatlos, einzig in der deutschen Sprache verwurzelt war.

Über seine Herkunft hat er stets einen Schleier der Ungewissheit gebreitet: unehelicher Sohn eines österreichischen Offiziers, eines Munitionsfabrikanten aus Wien oder eines polnischen Grafen? Fest steht, dass Joseph Roth ohne seinen Vater, einen Juden chassidischer Glaubensrichtung, der später im Wahnsinn endete, aufgewachsen ist. Das Motiv der Vatersuche beziehungsweise des Vater- und Heimatland-Verlustes zieht sich wie ein roter Faden durch Roths Gesamtwerk.

Roth, aufgewachsen in der heutigen westlichen Ukraine – damals zur österreichisch-ungarischen Monarchie gehörend – meldete sich freiwillig für den Einsatz im Ersten Weltkrieg, bevor er als Korrespondent für die „Frankfurter Zeitung“ zu arbeiten und durch Europa zu reisen begann. Einer seiner bevorzugten Wohnorte war, gerade nach seiner Emigration aus Deutschland, Paris, wo Roth im Mai 1939 in einem Armenhospital starb.

Im Mittelpunkt seiner Romane und Erzählungen stehen oft Hilfsbedürftige, Vertriebene, Suchende, und oft ist das Fragment die für Roth einzig plausible Form, um diese Schicksale literarisch adäquat



der dazu neigt, sich selbst zu negieren.

Mit seinem 1930 erstmals erschienenen und recht erfolgreichen „Hiob“ kehrt Roth wieder zum Roman mit einer geschlossenen Handlung zurück. Der moderne „Hiob“, ein gottesfürchtiger Mann namens Mendel Singer, orthodox-jüdischen Glaubens, erleidet zahlreiche Schicksalsschläge und flieht, sein viertes, an Epilepsie erkranktes Kind zurücklassend, nach New York, um letztlich festzustellen, dass er seinen Glauben und damit zugleich seine Lebensgrundlage verloren hat. Erst als ihn der inzwischen geheilte Sohn – mittlerweile ein gefeierter Dirigent – in Amerika aufsucht, schließt Singer mit Gott wieder seinen Frieden.

In Peter Matic hat man, wie bereits für Roths „Kapuzinergruft“ (siehe FF 04/08), eine bewährte Kraft gefunden. Matic führt uns mit seiner leicht blechbläser- oder oboenhaft bohrenden Stimme, der es keinen Moment an Klarheit mangelt, das Schicksal Mendel Singers auf unaufdringlich-eindringliche Weise vor Ohren. Er verleiht den Dialogen eine herrliche Prägnanz und den eher geschachtelten Sätzen des Erzählers eine fast melodiose Gewandtheit.

Auch Michael Heltau ist in der Roth-Reihe bereits mit „Radetzkymarsch“ vertreten (siehe FF 4/08); nun hat er sich der „Geschichte von der 1002. Nacht“ von 1939 angenommen – mit ihrer etwas skurrilen Handlung um den Schah von Persien, der nach Wien gekommen ist und dort eine Nacht mit einer verheirateten Gräfin verbringen will. Rittmeister Taittinger sucht nach einem „Ersatz“ für die Gräfin – mit bitteren Folgen. Heltau bürgt, als sozusagen halber Österreicher, mit seiner regionalen Färbung für eine gewisse Authentizität. Er verfügt über einen gleichmäßigen, nie langweilig werdenden Plau-

derton und hält sich mit Vorliebe in den Mezzo- oder Piano-Bereichen auf, wodurch sich eine Mischung aus leichter Wehmütigkeit und Augenzwinkern ergibt. Da schwingt immer eine gewisse Resignation mit, eine gewisse Herbheit, aber auch ein verdeckter Humor und die Möglichkeit eines jähen Stimmungsumschwungs.

Fünf Jahre vor der „1002. Nacht“ hatte Roth seinen Roman „Tarabas“ veröffentlicht, den er Stefan Zweig gegenüber mit den Worten angekündigt: „Glänzender Stoff, fern von Dtschld., aber mit deutlicher Beziehung dazu.“ Es ist die Geschichte zwischen dem Christen Nikolaus Tarabas, einem Oberst, der erst Karriere macht, dann zum Verbrecher und daraufhin zum Büsser wird, und seinen jüdischen Untergebenen. Auch diesem Roman bleibt ein positives Ende versagt. 1982 wurde der Stoff mit Helmut Lohner verfilmt. Jetzt hat der Wiener Joseph Lorenz die ungekürzte Textfassung auf sechs CDs gelesen. Sein Vortrag hat etwas durchgehend Sanftes, allen militärischen Inhalten zum Trotz. Er moduliert die Stimme, ähnlich wie Heltau, in den Dialogen relativ wenig, dafür reduziert er seine Lautstärke stellenweise bis an die Grenze des Flüsters. So entsteht eine eigenartig geheimnisvolle Atmosphäre, aus der wir schließen können, dass Joseph Roth, fernab aller Idylle, nie wirklich zu fassen ist.

Christoph Vratz

Eine hoffnungslose Welt, die dazu neigt, sich selbst zu negieren

abzubilden. Eine dieser Figuren ist Gabriel Dan aus „Hotel Savoy“ – ein Heimkehrer, der sich als Tagelöhner, Arbeiter, Nachwächter und Bäckergehilfe durchs Leben schlägt und trotz Kriegsende von einem inneren Frieden immer noch weit entfernt ist. Hans Korte beweist in seiner Lesung einmal mehr seine Fähigkeiten als glänzender Rezitator. Mit seiner bassigen, leicht rauen Stimme, seinen fast ins Unendliche gedehnten Pausen und seiner Gabe, Trostlosigkeit zum Klingen zu bringen und Dialoge als spannende Wortwechsel zu gestalten, gelingt ihm hier eine großartige Darstellung des Geschehens. Er schaut durch die Brille des Protagonisten auf eine wenig Hoffnung gebende Welt, die immer wie-

Roth, Hotel Savoy; gelesen von Hans Korte; Diogenes 3 CD 9783257801965

Roth, Hiob; gelesen von Peter Matic; Diogenes 5 CD 9783257802153

Roth, Die Geschichte von der 1002. Nacht; gelesen von Michael Heltau; Diogenes 8 CD 9783257801989

Roth, Tarabas; gelesen von Joseph Lorenz; Diogenes 6 CD 9783257802160

Hör-genau-hin-Hörbücher

Kinder haben Ausdauer, wenn sie wirklich etwas interessiert. Die ersten Sekunden eines Hörbuchs entscheiden, ob ein kleiner Kunde dranbleibt oder nicht. Dabei entscheidet auch die Stimme eines Rezitators – und die kann sich oft sehr unterschiedlich anhören.

Nach den zahllosen Verfilmungen, Theater- und Hörspieladaptionen der „Dschungelbücher“ wird es endlich wieder Zeit, die Geschichte von Mowgli im originalen Wortlaut Rudyard Kiplings zu lesen und zu hören. Der Schauspieler Martin Baltscheit hat sich dessen angenommen, es gebricht ihm nur am nötigen Handwerkszeug. Die jugendliche Stimme mag zwar vor allem kleineren Zuhörern den Zugang erleichtern, die Kraft seiner Darstellung, die Feinheiten der Rezitationskunst beherrscht er allerdings nicht. Baltscheit liest ein Buch vor, eine Kollegin wie Fritz Haberlandt hätte es vermutlich gestaltet. Die stimmlich nachgeahmten

lichem Fleisch zu umhüllen. Schon Lionnis Stück hat er zu gleichen Anteilen mit musikalischen Zwischenspielen versehen. Rolf Nagel liest eine Zeile, und schon folgt ein musikalischer Kommentar mit gesampelten Bläsern und reichlich Schlagzeug. Im Vergleich zu früheren Rezitationen wirkt Nagel leicht ermüdet, die Ironie und Freude am Grotesken schwingt nicht mehr mit. Eher poetisch erzählt er die Geschichte von den beiden Kindern Blau und Gelb, die sich durch Tränen zum Grün verbinden. Schön ist Maskes Reise des kleinen Troll, der sich per Bimmelbahn auf die Suche nach dem stärksten Mann macht. Edelsteine der Produktion sind natürlich Christian Morgensterns „Schnauz und Mieze“ oder „Herr Löffel und Frau Gabel“.

Vor Messer und Gabel

könnte sich auch ein Hasenkind wie Rosi fürchten, benutzt man sie doch, um Hasenbraten zu essen. Rosi aber fürchtet sich vor Monstern. Kein Geringerer als Philip Waechter hat daraus eine Geschichte für den Verlag Beltz & Gelberg gemacht, die nun in Form eines „Symphonischen Pop-Hörbuchs“ vom Musikerduo Olten & Wolff gleich noch zu einer CD umgestaltet wurde. Sagten wir Pop-Hörbuch? Nein, das Ganze ist ein Hör-genau-Hin-hörbuch mit poppiger Musik, in dem die Monster gar nicht selber mitspielen, sondern von Instrumenten dargestellt werden. Alles kein Grund für Rosi, sich nicht doch vor ihnen zu fürchten. Mit dem schönen, von der jungen Valentina Trovato mitreißend gesungenen Disco-Pop-song „So kann es nicht weitergehen“ ergreift Hasi Rosi Gegenmaßnahmen, kauft das dicke Monsterbuch und erobert die Geisterbahn auf dem Rummel. Popmusiktexte werden dabei bewusst ironisiert, aber nicht verballhornt. Die Produktion ist im Juni 2008 ganz zu Recht auf der Hörbuch-Bestenliste des Hessischen Rundfunks gelandet.

Poppig und bunt wie hier geht es auch in Jörg Hilberts neuer Geschichte „Ratzefummel“ zu. Immer intensiver widmet sich der Erfinder des „Ritter Rost“ nunmehr längeren Geschichten, die er unter das Motto „Ritter Rost Lesefutter“ stellt

und die in diesem Fall gleich drei CDs füllen. Die Figur des Hofschreibers Ratzefummel stammt auch aus dem Rost-Ensemble. Hier nun wird von Ratzefummels Widerstand gegen das Geschlecht der Pobeißer erzählt, von seinem Dasein am Hofe des Königs Zinnbart, des lärmempfindlichen Herrschers von Rostfriesland, der nervigen Gitta und der Mutter Schuhzubinderin. Die Stimme Martin Baltscheits, die wir oben noch in Bezug auf Rudyard Kiplings Texte kritisiert haben, passt zu diesem Sujet weit besser.

Eine ganz andere Art von Hör-Buch wendet sich nicht nur an Kinder, sondern auch an Eltern und Erzieher. Für den Beltz-Verlag haben die Pädagogen Renate und Gerhard Friedrich sowie die Mezzosopranistin Viola de Galgóczy das spannende Experiment unternommen, Geschichten, Spiele und Lieder zum Thema „Mit Kindern Gefühle entdecken“ zu erfinden. Herausgekommen ist ein lezenswertes Büchlein mit CD und abgedruckten Liedernoten. Lieder zu Gefühlen des Verlassenseins, der Trauer, der Aggression, Neugierde und Langeweile in schlichter Melodik werden von Kindern gesungen.

Helmut Peters

Die Dschungelbücher; Hörcompany

8 CD 9783939375425

Das kleine Blau und das kleine Gelb;

Jumbo

CD 9783833720727

Rosi in der Geisterbahn; Beltz & Gelberg

CD 9783407810328

Ratzefummel; Terzio

3 CD 9783898351638

Mit Kindern Gefühle entdecken; Beltz &

Gelberg Buch und CD 9783407626165



Vor einem tenoralen Tiger fürchtet man sich nicht wirklich

Charaktere von Baghira oder Shir Khan bleiben flach und unglaublich. Auch Baltscheits Timing funktioniert nicht. Erdrückt von der riesigen Textlast liest er schnell, überspringt Zäsuren und baut keine Spannung auf. Vor einem Shir Khan mit einer tenoralen Stimme fürchtet man sich nicht wirklich. Was hätten demgegenüber Günter König, der ja leider schon tot ist, oder Bruno Ganz aus so einem Text gemacht? Das Dschungelbuch ist eine farbige Vorlage, leicht zu lesen ist es aber keineswegs. Gelungener als die Rezitation ist das musikalische Kleid der acht CDs umfassenden Produktion von Frank Wulff. Mit viel Fantasie spielt der Studio- und Theatermusiker, der schon mit der sizilianischen Sängerin Etta Scollo gearbeitet hat, auf Sitar, Saz, Flöte, Okarina, Maul- und Zungentrommel und allerlei dschungelhaftem Schlagwerk.

Farbig wie im Dschungel geht es auch in Leo Lionnis Kinderbuchklassikern zu. „Das kleine Blau und das kleine Gelb“ aus dem Jahr 1959 ist eine liebenswerte Geschichte, rund und schlicht, lehrreich und kurz. Aber viel zu kurz für eine CD, auch wenn diese wie nun geschehen von Ulrich Maske mit viel Musik garniert wird. Der Kinderliedermacher und Firmenchef von Jumbo hat deshalb noch einmal tief in seine Bücherkiste geschaut, um den erzählerischen Knochen des Albums mit zusätz-